

Harald Parigger
Komm, Bruder Tod,
so bleich und rot

Harald Parigger, geboren 1953, studierte Germanistik und Geschichte. Nach der Promotion arbeitete er als Lehrer und später am Haus der Bayerischen Geschichte in München. Heute leitet er das Gymnasium in Grafing bei München. Harald Parigger schreibt Kinderbücher, Schulbücher, historische Romane und Krimis, die vielfach ausgezeichnet wurden.

Harald Parigger

Komm, Bruder Tod,
so bleich und rot

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Harald Parigger sind bei dtv junior
außerdem lieferbar:
Der schwarze Mönch, dtv junior 70519
Im Schatten des schwarzen Todes, dtv junior 70633
Die Hexe von Zeil, dtv junior 70679

Ungekürzte Ausgabe
In neuer Rechtschreibung
Dezember 2009
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München
www.dtvjunior.de
© 2007 Patmos Verlag GmbH & Co. KG, Sauerländer Verlag,
Düsseldorf
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagbild: Ludvik Glazer-Naudé
Gesetzt aus der Sabon 11/14,5
Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-71385-6

KLOSTER HEILIGENBERG
AM NIEDERRHEIN, IM JAHR DER
FLEISCHWERDUNG DES HERRN 1203

Als man ihn auf den Richtplatz schaffte, sträubte sich der Gefangene, er zerrte an seinen Fesseln, er bat, fluchte und drohte – es half ihm nichts.

Die Knechte zwangen ihn auf den Sitz, der unweit des Galgens stand, und banden ihn so fest, dass er sich nicht mehr zu rühren vermochte. Nur seine Stimme konnte er noch gebrauchen, und er rief Gott und alle Heiligen zu Zeugen an, dass er das Opfer eines Irrtums sei, schlimmer noch, eines schändlichen Verrats.

Doch die, denen seine Worte galten, hörten ihm nicht zu, und die, die ihm glaubten, waren machtlos.

Da gab er den Kampf auf, fügte sich in sein Schicksal und schloss die Augen. Nur seine Lippen bewegten sich ab und zu, als ob er Beistand im Gebet suchte.

Als das Beil des Nachrichters zum ersten Mal niederfuhr, raubte ihm der Schock zunächst den

Atem. Dann öffnete er die Augen weit; sein Blick suchte den des Abts, und er sagte mit klarer, deutlich vernehmbarer Stimme: »Es ist genug, lass es genug sein!«

Doch der Abt sah auf den Boden, ausdruckslos, die Hände verschränkt in den weiten Ärmeln seines Gewands.

Dann traf das Beil zum zweiten Mal und der Gefangene verlor das Bewusstsein.

Erst da hob der Abt den Kopf, einen Atemzug lang streifte sein Blick den Unglücklichen, ein Blick, der verstört und schmerzerfüllt zugleich war. Dann schob er die Hände aus den Ärmeln, legte sie vor der Brust zusammen und neigte den Kopf zum demütigen Gebet.

Die Menge sah zu. Die, denen ein solches Schauspiel neu war, mit offenen Mündern und glotzenden Augen, die aber, die schon Dutzende Male hatten Hälse sich dehnen, Köpfe rollen und Gliedmaßen fallen sehen, plaudernd und mit eher beiläufigem Interesse. Ein paar nur wandten die Augen ab oder schlugen die Hände vors Gesicht, und einer in der ersten Reihe, der mit schreckenstarrer Miene das Geschehen verfolgte, ballte die Fäuste, dass sich die Nägel tief in seine Handflächen gruben.

Auf einen Wink des Nachrichters band man den Gefangenen los; er glitt vom Sitz und blieb bewusstlos im staubigen Gras liegen. Ein Knecht spritzte

ihm mit gewohnheitsmäßigem Mitleid aus einem Trinkschlauch Wasser ins Gesicht. Als der Gerichtete sich dennoch nicht rührte, wandte er sich achselzuckend ab.

Der junge Mann, der in der ersten Reihe gestanden hatte, und zwei Frauen eilten zu dem Verurteilten und bemühten sich, das Blut seiner Wunden zu stillen.

Abt, Richter und Nachrichter verließen mit ihren Gehilfen den Platz und auch die Menge zerstreute sich. Der Fall war erledigt, ein mehrfacher Dieb hatte seine Strafe erhalten, wie es von alters her Recht und Gewohnheit war. Mochte er Gott danken, dass ihm ein milder Richter den Strick erspart hatte. Künftig war er auf die Barmherzigkeit der Christenmenschen angewiesen; stehlen jedenfalls würde er nicht mehr.

Eine tiefe Ohnmacht bewahrte ihn vorerst barmherzig vor den Schrecken der Wirklichkeit. Eine der Frauen bettete behutsam seinen Kopf in ihren Schoß, die anderen beiden verbanden seine Wunden und wuschen sein Gesicht, dann knieten sie bei ihm nieder und beteten, bis er aus seiner Bewusstlosigkeit erwachte. Sie richteten ihn, der jetzt leise stöhnte und wimmerte, vorsichtig auf und flößten ihm einen schmerzlindernden Trank ein. Als er ihnen gekräftigt genug erschien, zogen sie ihn auf die Füße; halb trugen, halb schleiften sie ihn davon. Der

junge Mann wandte noch einmal den Kopf und schaute zurück auf die Richtstätte. Es würgte ihn im Hals, so sehr war er von Hass und ohnmächtiger Wut erfüllt.

Aber er zwang sich zur Ruhe. Er musste Geduld haben, viel Geduld. Und während er den dahintau-melnden Verwundeten stützte, kreisten seine Gedan-ken um einen Namen: Hadrian.

ABTEI SANKT SEBASTIAN IN DER RHÖN,
AM DONNERSTAG VOR OSTERN
IM JAHR DER FLEISCHWERDUNG
DES HERRN 1213

Der Mann sang leise vor sich hin, als er die Kirche betreten und das Seitenportal hinter sich geschlossen hatte, ein kleines schwermütiges Lied.

*Komm, Bruder Tod,
so bleich und rot,
hol Mönche und hol Grafen,
den langen Schlaf zu schlafen.*

Die Wörter und Töne schwebten über ihm, bis sie von der Weite und Stille des mächtigen Gewölbes verschluckt wurden. Niemand würde ihn hören, denn das Dormitorium, der Schlafsaal, war weit, und es gab nur wenig, was einen Mönch in den Nachtstunden vor der Matutin aus dem Schlaf schrecken konnte.

Langsam und bedächtig setzte er einen Fuß vor den anderen; was er zu tun hatte, war weder gefähr-

lich noch aufwendig: Die Hauptarbeit heute, die hatte er schon erledigt.

Das ewige Licht über dem Altar gab ihm Orientierung; erst als er etwa die Hälfte des Kirchenschiffs durchquert hatte, öffnete er die Blenden einer winzigen Laterne. Er hob sie in Richtung Seitenwand und nickte. Er hatte gut geschätzt und war nur noch wenige Schritte von seinem Ziel entfernt.

Als er es erreicht hatte, leuchtete er es aus, bis er den richtigen Punkt gefunden hatte. Er holte einen kleinen Bohrer aus der Tasche und hielt ihn einige Augenblicke stirnrunzelnd in der Hand. Der Bohrer war das Einzige, was ihm nicht gefiel, er schien ihm unpassend, zu weit von der Wahrheit entfernt. Aber so, wie er es eigentlich hatte machen wollen, mit einem Beil, wäre es zu laut gewesen und hätte vielleicht auch nicht gehalten. Nein, dieser Bohrer war besser. Warum wegen einer Kleinigkeit den ganzen Plan gefährden?

Entschlossen setzte er das kleine Werkzeug an der richtigen Stelle an. Rasch und mit leisem Knirschen drang das Gewinde in das trockene Lindenholz, feine Späne rieselten zu Boden. Als ihm das Loch tief genug zu sein schien, drehte der Mann den Bohrer wieder heraus. Nun die Hauptsache.

Einen Moment lang fasste ihn das Entsetzen vor dem, was er getan hatte und was er noch zu tun

beabsichtigte: »Rächt euch nicht selber, sondern vertraut auf den Zorn Gottes!«

Doch der Weg war beschritten, er führte nur in eine Richtung, und wenn er Schuld auf sich lud, dann musste er sie tragen. Wie so oft beschwor er das Bild der Richtstätte vor sein inneres Auge, sah den Gepeinigten, sah den Mann und seine Helfershelfer, die für alles, was geschehen war, die Verantwortung trugen. Das gab ihm Kraft, das linderte die Qualen seines Gewissens.

Er holte das aus seiner Tasche, was er sich am Nachmittag beschafft hatte; es war in einen Streifen Pergament eingewickelt, den er sorgfältig auseinanderschlug. Dann drehte er den Bohrer hindurch, langsam und so weit, bis auch das Pergament aufgespießt war.

Die Spitze des Eisens glänzte feucht, als er sie mit der Rechten in das Loch im Lindenholz steckte und behutsam hineindrehte, während er mit der Linken hielt, was schon auf dem Bohrer steckte. Träge rollten ein paar dunkle Tropfen über das Pergament und verliefen zu schwärzlichen Rinnen.

Mit zwei Fingern prüfte der Mann, ob der Bohrer hinlänglich feststeckte. Dann trat er zurück und blieb eine Weile stehen. Wieder erfasste ihn das Grauen vor seinem Plan, und wieder rief er die Erinnerung, die ihn stark und unerbittlich machte. Er würde nicht ruhen, bis er sein Ziel erreicht hatte.

Mit schweren, langsamen Schritten ging er den Weg zurück, den er gekommen war. Wieder begann er zu summen; wie von selbst passten sich die Töne dem Rhythmus seiner Schritte an. Nicht mehr schwermütig klang die Melodie, sondern bedrohlich wie ein ferner Schlachtgesang.

KARFREITAG, MATUTIN

Wie immer war das Erwachen der schlimmste Augenblick des Tages. Das Scheppern des Gongs fuhr ihm in sein Innerstes wie das Kreischen eines ganzen Chors von Dämonen und Teufeln, das Knarren der Betten, das Gähnen, das Trappeln bloßer Füße empfand er als schreckenerregende Misstöne eines plötzlichen Albtraums. Wie immer war er versucht, sich noch einmal umzudrehen und die Wärme der Nacht noch ein paar wunderbare Augenblicke auszukosten. Doch wie immer legte einer der Übereifrigen, einer von denen, die die Glocke in ihren frommen Ohren schon hörten, bevor sie überhaupt ertönte, die aus dem Bett sprangen, als ob jemand »Feuer!« geschrien hätte, ihm eine Hand auf die Schulter und mahnte: »Nicht wieder einschlafen, Bruder Bernhard, denk an die Strafe!«

So wälzte er auch an diesem Freitagmorgen seinen langen, fülligen Leib aus der schmalen Lagerstatt, streckte sich, gähnte ausgiebig und murmelte: »Danke, Bruder Ekkehard!«

Aber natürlich war Bruder Ekkehard schon längst

davongeeilt, hinab in die Kirche, um womöglich der Erste zu sein, der sich im Chor aufstellte, um das Lob des Herrn zu singen.

Bernhard war ihm keineswegs wirklich dankbar, denn Ekkehard war einer, der ihn stets bei Abt Gisbert oder, was schlimmer war, bei Prior Berengar denunzierte, wenn er sich etwas hatte zuschulden kommen lassen.

Die Strafe, die meist darauf folgte, fürchtete er mehr als alles andere: Sie bestand aus zusätzlichem Schlafentzug in Form nächtlichen Betens in der eisig kalten Kirche oder noch ärgeren Bußübungen, nämlich der Halbierung wenn nicht gar Streichung seiner Essens- und Weinration.

Darauf wollte er es nicht ankommen lassen. Also verbannte er jeglichen Gedanken an die Wärme des Bettes und den quälenden Druck in seiner Blase und stapfte die Wendeltreppe hinunter, die zur Kirche führte.

»*Iubilate deo, omnis terra, cantate et exsultate et psallite!* – Jauchzet dem Herrn, alle Länder, singt, freut euch und jubelt!«, scholl es ihm entgegen. Höchste Zeit!

Gottlob stand er in der Klosterhierarchie nicht sehr weit oben, sondern hatte seinen Platz in der letzten Reihe, unweit des Eingangs.

Schon stand er, wo er hingehörte: »*Psallite Domino in cithara!* – Preiset den Herrn auf der Harfe!«

Sein gewaltiger Bariton übertönte mühelos alle anderen.

Trotz der dürftigen Beleuchtung – nur ein paar Öllämpchen brannten an den Seitenwänden des Chors – bemerkte Bernhard den missbilligenden Blick des Priors. Wenn man in letzter Sekunde kam, schmetterte man das Lob des Herrn nicht heraus wie die Posaunen des Weltgerichts, sodass jeder merkte: Aha, Bruder Bernhard ist wieder in letzter Sekunde gekommen!

Er dachte kurz daran, seine Lautstärke zu dämpfen, doch es war ohnehin zu spät. Also sang er weiter aus voller Kehle, denn lautes Singen verbesserte die Morgenlaune und vertrieb die Müdigkeit.

Später, während der Lesung, kam sie allerdings unvermindert wieder. Mit aller Macht musste er den ständigen Drang zu gähnen unterdrücken, dazu zwickte ihn seine Blase, und kalt war ihm auch.

Warum litten eigentlich die anderen nicht? Bernhard musterte im Schutz des Halbdunkels verstohlen die, die er aus den Augenwinkeln heraus im Blick hatte. Da war Odo, der Novizenmeister, ein freundlicher alter Herr, kahlköpfig und zerstreut; Ludger von Wessobrunn, der Bibliotheksverwalter, in sich gekehrt und so ausgemergelt wie das Pergament, aus dem seine Bücher gemacht waren; da war Ekkehard, direkt neben ihm, Ekkehard, der wach war, bevor die Glocke ertönte, der beim Essen

maßvoll war, der alle liturgischen Texte auswendig kannte, der den älteren Brüdern stets mit größter Ehrerbietung begegnete, der stets nur das Notwendigste sprach und jede freie Minute mit andachtsvollem Gebet in der Kirche verbrachte – ein vorbildlicher junger Mönch. Bernhard fragte sich, warum er so oft den unbändigen Drang verspürte, Ekkehard in sein vorbildliches Hinterteil zu treten.

Du solltest dich schämen, schalt er sich selbst, nimm dir lieber ein Beispiel an einem, der wahrhaft berufen ist!

Er unterdrückte einen Seufzer. Jetzt war er schon drei Jahre in St. Sebastian, vor zwei Jahren hatte er die ewigen Gelübde abgelegt, und immer noch hatte er sich an die strenge Klosterdisziplin nicht gewöhnen können – oder mögen, wie der Prior nicht müde wurde zu betonen.

Aber war es denn wirklich nötig – vergib mir, heiliger Vater Benedikt von Aniane –, nach der Glocke sofort in die Kirche zu eilen, ohne dem peinigenen Drang in der Blase nachgeben oder sich mit ein paar Spritzern kalten Wassers erfrischen zu dürfen? War es nicht besser, Gott erleichtert und munter zu preisen?

Und die erste Mahlzeit des Tages – warum musste man gar so lang auf sie warten?

Der Duft gebratener Eier und frischen Brotes – Bernhard brauchte ihn sich nur vorzustellen, und

schon hatte er ihn in der Nase. Wie wunderbar das roch ... vielleicht einen Becher heißen, gewürzten Weins dazu ... und dann ein Nickerchen ... »*Benedic, anima mea, Domino* – Lobe den Herrn, meine Seele!«

Bernhard fuhr zusammen und stimmte schleunigst ein: ... *et omnia quae intra me sunt nomini sancto eius* – und alles, was in uns ist, seinen heiligen Namen!« Gerade noch rechtzeitig hatte auf die Lesung der Lobgesang eingesetzt, sonst wäre er eingeschlafen. In der Kirche! Eine schwere Sünde.

Auch so war es schon schlimm genug. Prior Berengar schaute zu ihm herüber, die schwarzen Brauen gerunzelt. Sicher hatte er bemerkt, wie ihm der Kopf auf die Brust gesunken war.

Ab sofort verbannte Bernhard alles, was ihn ablenken konnte, aus seinem Bewusstsein und konzentrierte sich voll und ganz auf das Lob Gottes. So ging auch diese Matutin irgendwann vorüber und er konnte endlich seine Notdurft verrichten, eine solche Erleichterung, dass das Wohlgefühl danach schon fast wieder Sünde war. Danach wusch er sich.

Die Laudes bei Anbruch des Tageslichts sang er erfrischt und wach aus voller Kehle mit.

Auf dem Weg zum Kapitelsaal, wo sich die Mönche nach dem Gottesdienst wie üblich versammelten, schloss sich ihm ein Bruder an, kaum kleiner als

er, aber sehr schlank und um einiges älter, mit einem Kranz stachliger grauer Haare um die Tonsur.

»Na, heute bist du wieder fast eingeschlafen, stimmt's?«, murmelte er, ganz leise, denn es wurde nicht gern gesehen, wenn die Mönche ihre Zeit mit unnützen Reden verbrachten. Auch das Lächeln, das seinem schmalen, faltigen Gesicht einen Anflug von nachsichtiger Freundlichkeit verlieh, verschwand gleich wieder, denn natürlich war ein Kloster nicht der rechte Ort für Scherze und Gelächter.

»Ja, leider«, gab Bernhard ebenso leise zurück. »Und Berengar hat es bemerkt, glaube ich.« Nieder geschlagen fügte er hinzu: »Bestimmt verdonnert er mich wieder für etliche Tage zu Wasser und Brot, hoffentlich wenigstens nicht an Ostern!«

Der andere legte ihm tröstend die Hand auf die Schulter. »Das macht er nicht, er weiß doch, was dir ein Festessen bedeutet!«

»Eben drum!«

»Im schlimmsten Fall werde ich eine Notration für dich im Skriptorium, dem Schreibsaal, bereithalten.«

»Du bist ein wahrer Freund!«, sagte Bernhard und sah den anderen voller Zuneigung an. Er wusste nicht, wie er es im Kloster überhaupt hätte aushalten können ohne den lebenswürdigen und gebildeten Geroh, der so viel mehr wusste als er selbst und ihn doch nie seine Überlegenheit spüren ließ.

Von Anfang an hatte ihn Bruder Geroh unter seine Fittiche genommen. Er hatte ihm Lateinunterricht erteilt, hatte ihm beigebracht, Texte in eleganter Minuskelschrift rasch und sorgfältig abzuschreiben, und war auch in vielen anderen Dingen sein Lehrmeister gewesen, immer freundlich, immer geduldig und leicht melancholisch, wie jemand, der zu viel von der Welt außerhalb der Klostermauern gesehen hat.

Als Leiter des Skriptoriums, als weithin geschätzter Schreiber und Maler genoss Geroh beträchtliches Ansehen im Kloster und konnte sich manch kleine Freiheit herausnehmen, was er auch oft und gern tat.

Für Verhandlungen mit adeligen Auftraggebern, die ihre prächtigen Gebetbücher und andere Handschriften im Kloster anfertigen ließen, oder zum Einkaufen von Farbstoffen und Pergament durfte er das Kloster öfter verlassen. Wenn es erlaubt wurde, nahm er dabei Bernhard als seinen Gehilfen mit. Und unter den vielen Flaschen, Tiegeln und Krügen im Skriptorium befanden sich einige, deren Inhalt weniger zum Malen oder Schreiben als zur Tröstung seines noch wenig gefestigten Schützlings gedacht war.

»Heut wird es nicht lang dauern«, meinte Geroh.
»Der Vater Abt erwartet sicher vornehme Gäste zum Fest und Berengar muss sich um die Vorberei-

tung der Osternacht kümmern. Wer weiß, vielleicht vergisst er dich völlig.«

Das war leider nicht so. Kaum hatten sich die Mönche im Kapitelsaal versammelt, ergriff der Prior – Abt Gisbert war gar nicht erschienen – das Wort. »Vor der heiligen Osternacht muss die Kirche festlich geschmückt werden. Als kleinen Akt der Buße wird Bruder Bernhard das Ausfegen der Kirche übernehmen, das wird auch seine Seele reinigen und ihn in Zukunft zu größerer Pünktlichkeit ermuntern.«

Kein Vergnügen; die Kirche war 360 Fuß lang und 120 Fuß breit. Aber besser als Fasten! Bernhard war halbwegs erleichtert.

Eine Reihe weiterer Aufgaben wurde verteilt, der Ablauf der nächsten Tage besprochen, dann erkundigte sich Berengar: »Wünscht noch jemand das Wort?«

In einer Gruppe von Mönchen entstand Getuschel, dann trat einer der Brüder, Lambert war es, der Gehilfe des Zellerars, vor und verkündete: »Bruder Vitus ist verschwunden!«